

# Beethoven als Mensch und Künstler

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636523>

## **Nutzungsbedingungen**

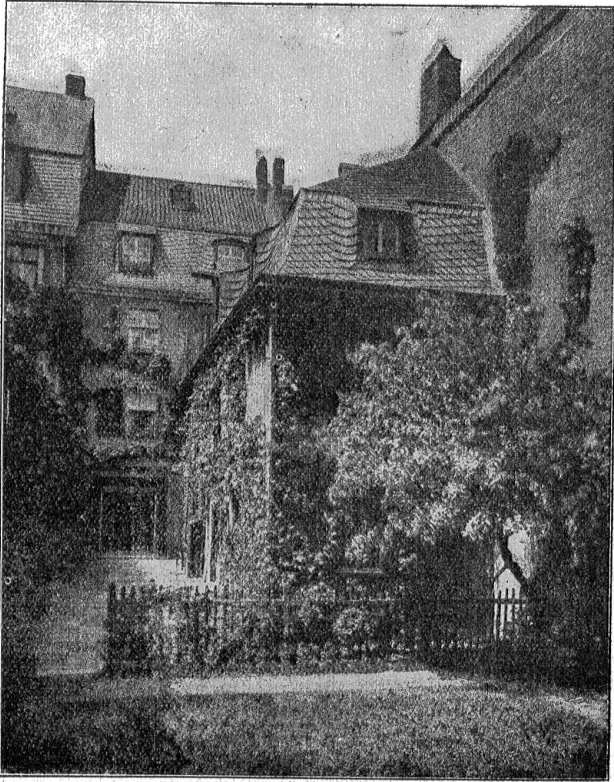
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bonn: Beethovens Geburtshaus (Gartenseite).

Anflug von Ironie und begleitete seine Worte mit nachdrücklichen Hinweisen seiner Rechten.

„Es gibt Dinge, die mir früher nie aufgefallen sind. Wie weit entfernt sind wir doch von Gott, daß wir an die Steuern und an unser Mittagessen denken! Es werden sich viele finden, die alle Kosten der Sache tragen. Nur eines soll in dieser Stunde beschlossen werden: daß wir zum ewigen Gedächtnis eine Feier stiften, auf daß die kommenden Geschlechter sich erinnern, wer ihnen die trostreichen Gaben geschenkt, und daß sie nicht zu Räubern werden in ihrem Herzen.“

Heftiges Gemurmel füllte in einem Augenblick die Kirche. Der Gemeindepräsident gewann mit seiner schneidend scharfen Stimme die Oberhand. „Es ist beinahe Essenszeit! Mit solchem Gefasel werden wir nicht satt, und die Hungrigen haben einen weiten Heimweg!“ (Fortsetzung folgt.)

## Beethoven als Mensch und Künstler.

Zum 100. Todestag, 26. März 1927.

Der Wiener Dichter Grillparzer, selber ein Stück Menschenfeind, hat im März 1827 an Beethovens Grab die klassischen Worte gesprochen: „Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch; Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeit!“

„Für alle Zeiten!“ Gewiß, Grillparzer hatte recht und wird recht behalten in alle Zukunft. Die Wertschätzung Beethovens hat sich in den hundert Jahren seit seinem Ab-

leben vertieft, wie bei vielen anderen großen Menschen. Aber wenn in diesen Tagen des großen Genius gedacht wird, der auf dem Gebiete der Instrumentalmusik immer noch keinen ebenbürtigen Kollegen gefunden hat, dann wollen wir auch den Menschen Beethoven nicht vergessen, wollen uns erinnern, was er gelitten, erstrebt und erkämpft hat unter den ungünstigsten Bedingungen, die es geben kann. Wir wollen daran denken, daß schon der Fünfundzwanzigjährige mitten in einer Periode frohen Schaffens plötzlich von den ersten Vorboten eines schweren Gehörleidens geängstigt wurde. Der Künstler stemmte sich mit aller Kraft gegen die Krankheit. Die ersten Ohrenärzte wurden konsultiert. Menschliche Kunst war zu schwach. Und langsam, langsam, aber mit nicht mißzuverstehender Gewißheit starb die Fähigkeit des Hörens, für einen Tonkünstler ungefähr gleich schlimm, wie das Verlieren des Augenlichts für einen Maler. Wohl hatte Beethoven Momente tiefster Traurigkeit, Momente der Weltuntergangsstimmung. Wir brauchen uns nur das bekannte Heiligenstädter Testament vom Oktober 1802 zu vergegenwärtigen. Alle Zeilen in düsterer Schwermut! Aber auch eine seltene Gefühlstiefe und eine wahre Ehrfurcht gebietende Größe verraten sie. Der Glaube an sich selbst, an seine göttliche Berufung, an seine ungeschwächte Kunst, der Glaube aber auch an einen Höheren über uns, das ließ ihn ausharren, ihn, den wir heute nicht nur als Lieddichter — er wollte so genannt werden — feiern wollen, der uns in unbekannte Sphären führte und führt, sondern auch als Held und Märtyrer. Wir wollen die Kraft uns vergegenwärtigen, die in seinen Worten liegt: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.“ Oder: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als anderen Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.“ Nicht immer konnte allerdings Beethoven das irdische Leid und Weh abschütteln. Dann klagte er wohl das Schicksal an: „Ich bringe mein Leben elend zu und meide alle Gesellschaften, weil's mir nun nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: ich bin taub! Ich habe oft schon den Schöpfer und mein Dasein verflucht!“ Oder rief qualvoll aus: „O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist aller wahren Freude Widerhall mir fremd!“ Das mußte jener Mensch sagen, der in der Neunten Symphonie dem



Der jugendliche Beethoven. — Nach G. Stainhauser.

herrlichen „Lied an die Freude“ von Schiller so beseligenden und lebenbejahenden Ausdruck gab!

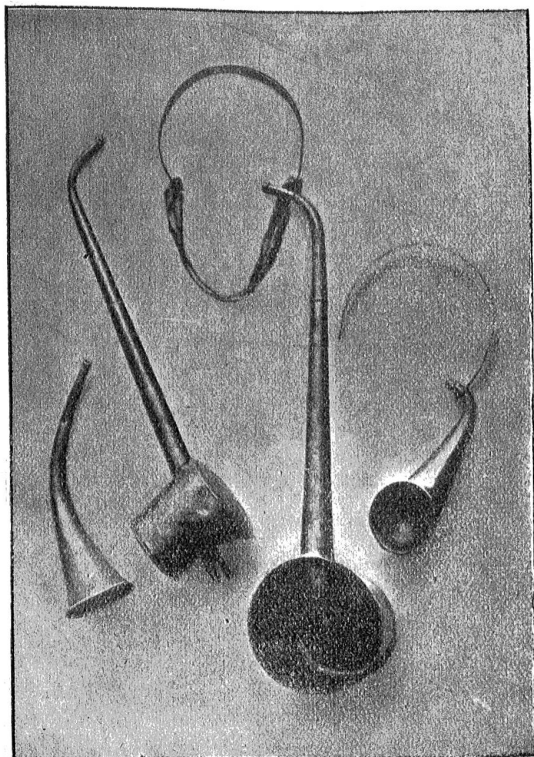
Aber wir wollen heute mit dem Schicksal nicht hadern. Gerade die äußere Welt der Stummheit verwies den schöpferischen Geist auf die innere Welt der Gesichte, auf die Macht und Kraft der Seele, die Welt des Klingens, der süßen, zauberhaften Klänge, die die neuen Sphären, von welchen wir oben sprachen, erschlossen. Ob der in jeder Beziehung sinnesmächtige Beethoven diesen Weg auch gefunden hätte?

Vom rein menschlichen Standpunkt aus beurteilt mag Beethoven oft eine komische Figur gemacht haben. Zeitgenossen berichten davon. Auf jedem Spaziergang weilte er im Reich der Töne, formte er seine neuen Ideen. Dann war er für die Umwelt vollständig unempfindlich. Er sah nicht, wie man dort über ihn lächelte, wie man da ihn ehrerbietig, eines Meisters würdig, begrüßte. Den Körper vornübergebeugt, die Hände auf dem Rücken, den Hut weit in den Nacken geschoben, summend und brummend, bald leise, bald lauter, so schritt er mit wehenden Rockschößen, von innerem Feuer gejagt, dahin. Plötzlich blieb er stehen, zog aus den Rockschößen die langen Notenhefte, summte heftiger und notierte sich dazu die erdichtete Weise. Ein andermal konnte er schreiend und heulend und taktierend über die Felder eilen, so daß einmal ein Ochsengespann vor Entsetzen die Flucht ergriff. In der künstlerischen Ekstase vergaß er die Wirklichkeit, vernachlässigte sein Äußeres derart, daß ihn einmal die Polizei als Vagabunden aufgriff — es war zur Zeit der Messekomposition. Das alles zeugt von der übermächtigen, durch nichts zu verdrängenden Inspiration, sagt der Biograph Becker in seiner großen Beethovenausgabe.

Ein härenhaft derbes Wesen darf man nicht in Abrede stellen. Rücksichten kannte Beethoven



Beethovens Arbeitszimmer.



Beethovens Hörinstrumente.

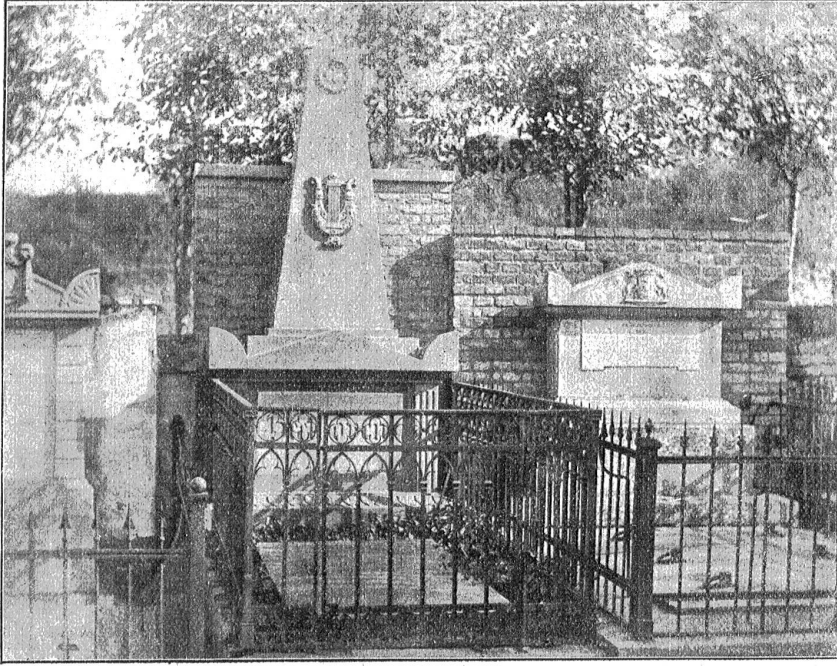
keine, weder gegen Niedere, noch gegen Höhere. Darin liegt ein gutes Stück Künstlerstolz, ein gutes Stück Künstlerehre,

aber auch die mangelnde gute Kinderstube. Eine Kindheit voll Tränen war des Meisters erstes Los. Das stolz und zart zugleich geartete Knabengemüt mußte unter den unglücklichen Verhältnissen im Elternhaus schwer leiden. Der Vater stand moralisch und geistig auf einer niederen Stufe, war dem Trunke ergeben, ließ es an dem nötigen Verantwortunglichkeitsgefühl gegen seine Familie und Kinder fehlen. Die musikalischen Talente seines Söhnchens Ludwig suchte er sich und der Familie nur für den Augenblick nutzbar zu machen. Von unerbittlicher Strenge vergällte er dem Jungen das Talent. Das konnte jenen störrischen Geist erzeugen, den man an Beethoven oft bemerkte, den Mangel an Selbstbeherrschung.

Zwang war Beethoven verhaßt. Er strebte nach politischer, künstlerischer und persönlicher Freiheit, einer Freiheit des Handelns, des Willens, wie des Glaubens, der Freiheit des Individuums in allen seinen Betätigungen äußerer und innerer Art, wie Becker sagt, aber mit der Einschränkung, daß nur das Edle ihm vorschwebte, nie sinnhafte, tierische Triebfreiheit. Einmal befand er sich in fürstlichem Hause. Zur bestimmtem Zeit sollte er sich zum Essen einfinden. Das verneigte ihm das freie Essen so, daß er vorzog, im Gasthaus zu speisen.

Wie den Zwang haßte er auch die übertriebene Höflichkeit. Der Baron von Pronay hatte ihm in Sekendorf eine schöne Wohnung angeboten. Er verließ sie plötzlich, weil ihm der Baron zu tiefe Büdlinge machte. Ähnlich verfuhr er auch anderwärts. Wenn ihm etwas an der Wohnung nicht paßte, zog er aus, oft ohne vorherige Kündigung. So war er ein echter Wandervogel, hatte er doch in den 35 Jahren, in welchen er in Wien lebte, nicht weniger als 50 Wohnungen inne.

In pekuniärer Hinsicht ist Beethoven schon oft als ein unpraktischer Mensch hingestellt worden. Das ist nur be dingt richtig. Er ließ wohl kostbare Geschenke achtlos herum-



Beethovens Grabmal auf dem Ortsfriedhof von Währing bei Wien.

liegen, ebenso seine Handschriften von schon gedruckten Werken. Aber gegenüber seinen Verlegern konnte er seine Vorteile in jeder Beziehung wahren. Er diktierte die Preise und ließ von einmal vereinbarten Bedingungen nicht los. Daneben aber bewundern wir an dem Meister die Züge wahrhaft hochherzigen Edelmut. Wie nahm er sich eines Neffen, seiner Brüder mit väterlicher Fürsorge an! Lieber darbt er selber. Sein Mißtrauen müssen wir ihm zugute halten. Alle Schwerhörigen leiden darunter. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch jene Tagebuchnotiz zu verstehen: „Gegen alle Menschen äußerlich nie die Verachtung merken lassen, die sie verdienen, denn man kann nicht wissen, wozu man sie braucht.“

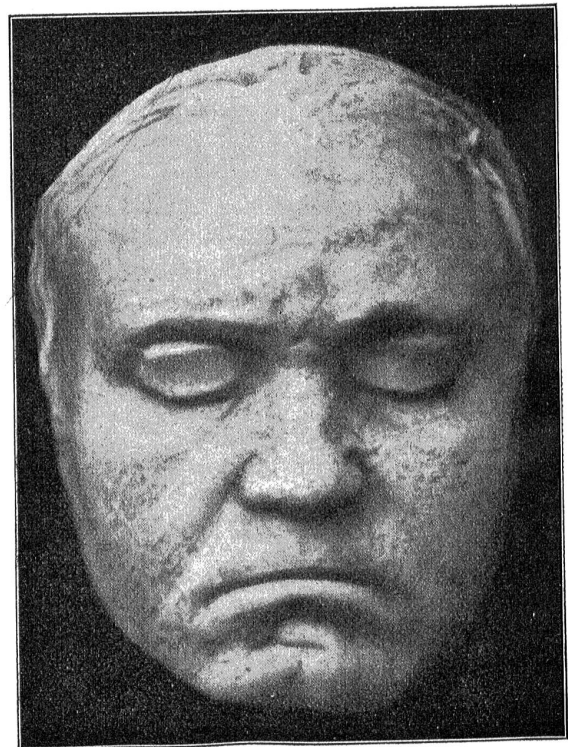
Von Gestalt war Beethoven ein Bild urwüchsiger Kraft, ehe Krankheit und unheilbare Leiden (Leberzirrhose, Wassersucht) sich in die Züge eingruben. Aus den klaren Augen leuchtete das Gefühl des bewußten eigenen Wertes. Sie konnten in der Ekstase flammend aufleuchten, aber auch Trauer und Wehmut widerspiegeln.

Häusliches Glück blieb Beethoven, dem Freund schöner Frauen, versagt. Und doch hatte er ein Herz, das nach Liebe und Freude schrie, das sich nach häuslichem Glück sehnte, das sich in der Sehnsucht nach nie erfüllter Freude quälte. Der „Fidelio“ wurde das hohe Lied der Gattenliebe, wie sie Beethoven vorsehwebte. Gerne hätte er noch weitere Opern geschrieben, aber die Pläne scheiterten am Fehlen des passenden Libretto. Denn einen nichts sagenden oder gar frivolen Text hätte Beethoven nie vertont. Auch das ist ein Zug, der heute festgehalten zu werden verdient, in einer Zeit, wo der miserabelste und schlüpfrigste Text nur zu oft gerade gut genug erscheint, um in eine Operette verwandelt zu werden.

Ohne das Phänomen der wunderbaren Frühreise Mozarts zu sein, zeigte schon der junge Beethoven eine große Begabung. Der Vierjährige wurde vom Vater zu musikalischen Übungen angehalten und Beethoven schrieb in einem Bittgesuch an den Kurfürsten zu Bonn: „Seit meinem vierten Jahre begann die Musik die erste meiner jugendlichen Beschäftigungen zu werden.“ Schon als Ahtjährigen sehen wir ihn an einem Konzert in Köln mitwirken (26. März 1778). Als Elfjähriger spielte er Klavier und Orgel. 1783 schrieb er die ersten Kompositionen, drei Klavier-sonaten, die er dem Kurfürsten zu Bonn widmete. 1784 wurde er

Stellvertreter des Hoforganisten Neefe, seines feinsinnigen Lehrers. Als er 1787 auf einer kurzen Reise nach Wien Mozart vorspielte, rief dieser aus: „Auf den gebt acht, der wird einmal in der Welt von sich reden machen!“ Mit seinem wunderbaren Klavierspiel, das von keinem Zeitgenossen erreicht wurde, setzte sich Beethoven in Wien durch. Die vornehmen Häuser der Wiener Aristokraten öffneten sich ihm. Nach dem ersten öffentlichen Auftreten (29. März 1795) in Wien urteilte der berühmte Pianist J. B. Cramer: „Das ist der Mann, der uns über den Verlust Mozarts trösten wird.“ Länger dauerte es, bis sich Beethoven als Komponist durchgesetzt hatte. Aber auch da erlebte er prächtige Ovationen der Wertschätzung. Zur Zeit des Wiener Kongresses (1814/15) befand er sich auf der Höhe seines Ruhmes und erfuhr von den gekrönten und ungekrönten Häuptern große Auszeichnungen. Buchstäblich vor einem Parterre von Königen konnte er am 29. November 1814 den „Glorreicher Augenblick“ dirigieren, den er im Auftrage des Magistrates zum festlichen Empfang der hohen Diplomaten geschaffen hatte. Als ihn nachher die Gehörlosigkeit immer mehr

zwang, Gesellschaften fernzubleiben, andere Komponisten mit leichter Operettenmusik Erfolge hatten, konnte es wohl eine Zeitlang vorkommen, daß die Wiener ihn vergaßen. Man erinnerte sich indes rechtzeitig genug des großen Meisters, der im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen Ewiges geschaffen. Am 7. Mai 1824 wurden Teile der Messe solennis und die Neunte Symphonie aufgeführt. Stürme des Beifalls durchbrausten den Saal. Fünf Beifallsrufen empfingen den Tondichter, dieweil die Etikette den gekrönten



Beethovens Totenmaske.

Häuptern nur drei zugestand. Er konnte, von neuen Plänen erfüllt, in sein Tagebuch die Worte setzen: „Opfere noch

einmal alle Kleinigkeiten des gesellschaftlichen Lebens deiner Kunst!" Denn längst hatte er erkannt: „Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freude!"

Als Komponist war Beethoven kein Umstürzler. Er wich vom Herkömmlichen nur ab, wo er unter dem Zwange einer dichterischen Idee dazu gezwungen wurde. Daneben schritt er aber seine eigenen Wege und drang in Gebiete vor, die vor ihm keiner betreten. Beim Komponieren hatte er stets irgend ein Bild vor Augen und arbeitete nach demselben. So setzten sich seine Stimmungen in Töne um, während sie beim Dichter Worte auslösen. Großes hat Beethoven in der Klaviermusik gewirkt. Da ruhten die Wurzeln seines Schaffens, reiften die ersten bedeutenden Früchte. Später genügte ihm die Modellierfähigkeit des Klaviers nicht mehr. Er wandte sich der Instrumentalmusik zu, komponierte seine berühmten neun Symphonien, die heute noch unerreicht sind. „Einem gewaltigen neunzigjährigen Gipfel gleich ragt der Symphoniekoloss aus der Kette des Beethoven-Gebirges empor", sagt der Biograph Becker. Mehr noch, die Beethovenschen Symphonien sind die populärsten Werke der gesamten Instrumentalmusik großen Stils geblieben, wahre Weisheitsspiele der Töne. Alle Werke des Meisters sind der treue Ausdruck seines Wesens, zeichnen sich aus durch unlösliche Einheit in Inhalt und Form. In den Streichquartetten wurde Beethoven ein mystischer Hellseher.

Beethoven ist und bleibt lebendige Kraft, warmes Leben. Und so nahen wir uns heute seinem Geiste voll Ehrfurcht und Dankbarkeit.

V.

## Beethovens unsterbliche Geliebte.

Nach Beethovens Tode fand sich in einem Geheimsache ein Brief des Meisters mit der Überschrift: „An die unsterbliche Geliebte!" Den Forschern ist es gelungen, vieles aus dem Leben Beethovens klar zu legen, an wen dieser Brief aber gerichtet war, ob er überhaupt jemals abgeschickt worden war oder ob ihn die Geliebte wieder an den Schreiber zurückgegeben, steht nicht fest, d. h. mit anderen Worten kurz gesagt: „Wer die unsterbliche Geliebte" war, weiß man nicht. Bald wird Gräfin Giulietta Guicciardi, bald Gräfin Therese von Brunswid genannt.

Frauen haben im Leben großer Geister immer eine wichtige Rolle gespielt. Und auch Beethovens Leben, das häufig so einsam, so freudenleer geschildert wird, wurde durch manchen feurigen Blick aus schönem Frauenauge, durch manchen heißen Druck von zarter Hand verschönt. Daß solche Augenblicke, solche selbige Stunden nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen blieben, ist wohl selbstverständlich.

Wir kennen eine lange Reihe geistreicher und schöner Frauen, die entweder bestrebt waren, durch treue Freundschaft Sonnenschein in des Meisters Alltag zu bringen oder durch ihr Spiel und ihre Stimme ihm zu dienen oder wie die „Sybille der deutschen Romantik" Bettina von Arnim ihm den schweren Weg zur Anerkennung zu ebnet.

Diese Frauen haben aber wohl keinen tieferen Eindruck auf den Meister gemacht, in Herzensbande schlugen den schwer zugänglichen Titanen nur drei: die in reizender Jugend prangende Therese von Malfatti und jene zwei Gräfinnen, die „um die Palme ringen", „die unsterbliche Geliebte" zu sein.

Gräfin Giulietta Guicciardi, die Tochter des kaiserlichen Kammerers, Subernalrates und Triester Kanzleidirektors Franz Grafen Guicciardi und dessen Gemahlin Susanne, geborener Gräfin von Brunswid, war am 23. November 1784 geboren worden. Sie wird geschildert: „Von schöner Figur, hatte braune Locken und schöne, dunkelbraune Augen." Eine hervorragende musikalische Begabung zeichnete sie aus und es fehlte ihr auch nicht an Geist, Tem-

perament und Herzengüte. Sie nahm, halb so alt wie Beethoven, Unterricht bei ihm und dabei haben sich die beiden Herzen gefunden. Doch lassen wir Beethoven selbst sprechen:

„Du kannst es kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht; wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen und ich floh die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bin's doch so wenig — diese Veränderung hat ein liebeszauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe; es sind seit zwei Jahren wieder weniger selbige Augenblicke und es ist das erstemal, daß ich fühle, daß heiraten glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande, und jetzt könnte ich nun freilich nicht heiraten; ich muß mich nun noch wacker herumtummeln... Meine Jugend, ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an... Meine körperliche Kraft nimmt seit einiger Zeit mehr als jemals zu und so meine Geisteskräfte... O, es ist so schön, das Leben tausendmal leben..."

„Es fiel ein Reif in die Frühlingsnacht..." Beethovens Heiratsantrag wurde von den Eltern abgelehnt und bald heiratete das neunzehnjährige Mädchen, das des Meisters Liebe ebenso warm erwidert hatte, den Grafen Wenzel Robert von Gallenberg, den späteren Direktor des Kärntner-Theaters in Wien. Ein Zeitgenosse sagt aus über diese Ehe, es habe stets ein Schleier von Melancholie über dem seelenvollen Antlitz der Gräfin gelegen. „Sie lebte als Frau stets sehr zurückgezogen, zwar mit ihrem Gemahl, von dem sie mehrere Kinder hatte, in demselben Hause, aber sie sahen einander nur bei Tisch." —

Gräfin Therese von Brunswid, aus altem ungarischen Adel stammend, und ihre Schwester Josefine waren ebenfalls Schülerinnen Beethovens. Wenn wir auch über des Meisters Neigung zu Therese weniger wissen als über Gräfin Guicciardi, so dürfte sie kaum weniger innig, kaum weniger leidenschaftlich gewesen sein. Beethoven soll sich mit Therese sogar heimlich verlobt haben. Therese ist später keinen Herzensbund eingegangen, sie blieb unvermählt und starb als Ehrenstiftsdame des adeligen Damenstiftes in Brünn hochbetagt. —

Vielleicht reifen im entsagenden, vom Schicksal hart gerückten Künstler die größeren Werke! Die Menschheit besitzt jedenfalls zwei Meisterwerke, die an diese beiden Frauengestalten in Beethovens Leben erinnern: die Cis-Moll-Sonate, vom Volke Mondsheinsonate genannt und in die der Meister die Gefühle aus den Tagen der Gräfin Guicciardi gelegt, und die Fis-Dur-Sonate, die die Widmung an Komtesse Therese von Brunswid trägt.

August Eigner.

## Der fahrende Musikant.

Aus dem Italienischen, von Walter Keller.

Ein fahrender Musikant reiste einst, von Ort zu Ort. Weil er aber nur selten Geld im Beutel hatte, suchte er meistens, wie er auf Kosten anderer Leute zu essen bekäme. So kam er auch einmal in ein Gasthaus und fragte den Wirt, ob er etwas Gutes zu essen habe. Der antwortete, es sei genug da. Da sagte der Musikant: „Also, laßt mir unter anderem ein Paar gebratene Täubchen zubereiten, aber unter der Bedingung, daß ich Euch nachher mit meiner Gesangkunst bezahle, wenn Ihr damit einverstanden seid. Ich will Euch dafür die schönsten Lieder singen, die ich weiß."

„Oho", entgegnete der Wirt, „ich will keine Lieder, ich will Geld, denn mit Geld muß ich meinen Hausherrn bezahlen, nicht mit Liedern."

„Und wenn ich Euch dennoch" — versetzte der Fahrende — „ein Lied singe, das ganz nach Eurem Geschmacke ist und das Euch wohl gefällt, wollt Ihr es dann als Bezahlung für das Essen, das Ihr mir gebet, annehmen?"